10. November 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 256

In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(16. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Darauf schwieg er und sah hart vor sich hin. Der Arzt aber wußte nicht, ward daraus Ergebung oder Auflehnung. Er untersuchte die Kranke. Es war augenblicklich wenig zu tun. Sie begann zu fiebern; das war natürlich. Das schlimmste war, daß man mit einer Frühgeburt rechnen mußte. Als der Arzt seine Befürchtung laut werden ließ, gab das Wort Fryman einen Schlag in den Nacken, daß er sich bücken mußte. „Und es ist nichts anzuwenden, das zu verhindern?"

„Nichts als Ruhe."

„Und ein anderer Arzt würde auch nichts weiter verordnen können?"

„Nach meiner festen Ueberzeugung nicht. Doch es ist mir lieb, wenn wir noch einen Kollegen zuziehen. Ich will gern sofort an Professor Hoffmann telegraphieren."

„Herr Doktor, versprechen Sie sich etwas von dem Professor?"

„Nein."

„Er kann nach Ihrer festen Ueberzeugung nichts anderes tun, als Sie auch?"

„Nach meiner Ueberzeugung: nein."

„Warum wollen Sie dann den andern hier haben?"

„Weil es mir lieb ist, wenn ich die Verantwortung nicht allein zu tragen habe."

Da zuckte der Freibauer die Schultern: „Verantwortung! Schließlich können wir ja überhaupt nur wenig tun oder verhindern! Ich habe seit drei Tagen nicht geschlafen, und als ich heute einschlief, ist die Kranke davongelaufen. — Fürchten Sie die Verantwortung?"

„Nein."

„Dann kommt der Professor nicht in das Haus."

Die Kranke ward unruhiger. Der Arzt saß in der Wohnstube bei dem Bauern.

„Freibauer," sagte der Doktor, „wir sind beide keine heurigen Hasen mehr, haben beide vieles und vielerlei erlebt, aber was zu viel ist, ist zu viel."

Fryman zuckte die Schultern und legte die Fäuste auf den Tisch.

„Was sagen Sie dazu?" fragte der Doktor nach einer Weile den starren Mann.

„Gar nichts."

„Warum nicht?"

„Weil es nichts nützt."

„Hm, das ist beinahe groß."

„Gar nicht groß, Herr Doktor. Sehen Sie, wenn eine Sache von mir abhängt und ich etwas ändern kann, dann stemme ich mich gegen das, was mir widerstrebt. Ich stemme Schultern und Nacken dagegen und zwinge die Dinge, bis ich sie meistern kann, und wenn es nicht anders geht, dann zertrete ich, was mir in den Weg rollt. Aber was soll ich mich auflehnen gegen eine Macht, die tausendmal stärker ist als ich, und von der ich von vornherein weiß, daß sie mich niederzwingt."

Der Arzt schüttelte den Kopf. Fryman aber fuhr fort: „Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich bin durchaus nicht das, was Sie etwa einen Philosophen nennen. Ich wehre mich gegen die Schickungen, aber nicht mit Händen und Füßen, sondern mit Beten. Ich bin ein Bauer auch in meinem Christentum. Und wir machen uns so unser eigenes Christentum zurecht, holen gewissermaßen aus dem großen Erbe heraus, was jeder ausgerechnet für sich braucht. Von uns steht jeder mit dem lieben Gott auf dem Duzfuße und muß es auch. Ich denke zuweilen, es beweist wenig die Größe unseres Gottes so, als das, daß er uns alle versteht, den Bauern, der ihm wie ein Kind vor die Tür rückt und nur immer sagt: du hast es versprochen, und den Gelehrten, wenn der noch etwas von ihm wissen will, den Reichen und den Armen. Sehen Sie, jetzt bitte ich Gott immer wieder, uns wenigstens das Kind zu lassen. Aber ich weiß nicht, ob die Bitte Sinn hat oder ob sie nicht etwas Törichtes ist, weil die Hülle, in der die Frucht ruht, krank ist. Und so setze ich meiner Bitte immer hinzu: doch nicht wie ich will, sondern wie du willst."

Das sagte der Bauer alles so natürlich, als spräche er zu sich selbst. Es lag nichts Gemachtes in seinen Worten. Seine Seele mußte einmal reden. Und er fuhr fort: „Der Herr Pfarrer sagte nach dem Brande: wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Das Wort will mir nicht aus dem Sinn; ich komme noch nicht darüber hinweg. Ich schlage mein Kind nicht, um ihm meine Liebe zu zeigen. So muß ich es denn wohl so verstehen, daß Gott an uns zu bessern findet, auch wo wir keine Ursache dazu entdecken können." Er stand auf, holte ein Blatt aus seinem Schreibpult und legte es vor den Doktor. Darauf stand das herrliche: „Wenn alles eben käme, wie du gewollt es hast," von des Bauern eigner Hand fest und sicher geschrieben.

„Sehen Sie, Herr Doktor," sagte er, „der Mann hat es verstanden. Das ist mir wie Bibelwort."

Indem rief Anna Dorothea nach dem Arzte. Was er befürchtet hatte, das trat ein.

Ein winziges, unfertiges Geschöpf kam zur Welt. Der Großvater hielt es in seinen Händen, als Anna Dorothea die Nottaufe an ihm vollzog. Kurz nachher starb das Kind.

Da ging der Freibauer in sein Zimmer, das nach dem Garten zu lag. Hier redete er seinen Gott hart an und fragte ihn, ob denn das notwendig sei, daß er ihn, den alten Stamm, vollständig entblätterе. Und es stieg etwas in ihm hoch, daß er nach der Bibel greifen wollte, um sie auf den Boden zu schmettern. Aber die Hand faßte nicht zu. Er sank nur schwer gegen die Wand und sagte: „So, Freibauer, nun wird dir das Sterben leicht werden." Da kamen endlich die Tränen. Er weinte wie in Kindertagen und schämte sich nicht vor sich selbst.

So mußte denn alles seinen Weg gehen. Hanna war schwer krank und mehrfach dem Tode nahe. Anna Dorothea war ständig an ihrem Bette. Nur bisweilen löste sie Martha ab, um bei der Freundin zu sitzen. Die Tage vergingen, und der kranke Körper genas, aber die Seele blieb krank.

Sie hatten es längst alle gemerkt, daß Hanna glaubte, im Himmel zu sein. Der Vater hatte einmal versucht, ihr zu widersprechen, aber als er vom irdischen Dasein zu reden begonnen hatte, da hatte sie ihn so entsetzt angestarrt, daß er erkannte, es könne auch das Leid glücklich machen. So ließ er sie in ihrem Frieden und fürchtete fast, daß irgendein unbedachtes Wort von anderer Seite her seines Kindes Gemüt aufrühre.

Das geschah nicht. Wohl fehlte es nicht an solchen, die in falschem Gutmeinen der armen Kranken beweisen wollten, daß sie wirklich noch auf Erden sei. Dann wurde das junge Weib zornig und klagte, daß man ihr auch im Himmel den Frieden nicht lassen wolle, oder sie weinte, weil sie auch im Himmel den unguten Menschen nicht entgehen konnte. Anna Dorothea war unzertrennlich von ihr. Sie ging durchaus auf ihren Wahn ein, sprach von dem alten Herrgott als dem guten Freunde, der alle Morgen mit seinem glänzenden Auge in jedem Hause und in jeder Hütte, ja in jedem Herzen nach dem Rechten sehe. Oft führten sie auch ernstere Gespräche. Hanna fragte, wie es käme, daß es im Himmel ganz so sei wie einstmals auf der Erde. Warum auch hier die Menschen Häuser bauten und Felder bestellten. Da sagte ihre Begleiterin, sie vermöge ihr das auch nicht zu erklären, aber Gott wolle es nun einmal so haben. Dann unterhielt sich die Kranke wieder mit dem Herrgott selbst, hörte seine Stimme, antwortete mit „ja" und „hm" und fand die Erklärung für tausend Dinge aus sich heraus. Auch ihren Mann hatte sie oft um sich. Dann war sie am glücklichsten.

Nur einmal schrie sie laut auf, weil sie glaubte, Karl müsse wieder in den Krieg. Da sagte ihr der Vater, Gott habe den Krieg abgeschafft, es gäbe nun keinen mehr.

Dem Vater begegnete Hanna oft wie in gesunden Tagen. Sie aß und trank mit ihm, saß neben ihm, begrüßte ihn am Morgen und fragte, ob er gut geschlafen habe. Und hätte sie nicht unmittelbar hernach gesagt, Karl sei schon nach dem Krähenhügel, um dem lieben Gott den Hafer bestellen zu helfen, man hätte sie für eine Gesunde halten können. Sie hatte für vieles Menschliche Verständnis, auch für Not und Glück, aber nicht für das Schlechte. Glück und Not fühlte sie für andere mit, nicht für sich selbst. Für sie war beides ausgeschaltet; sie war wunschlos. Mit des Vaters Gut schaltete sie, wie es ihr der Augenblick eingab. Sie schenkte an Bedürftige und solche, die sie für bedürftig hielt. Die Leute nahmen die Geschenke mit herzlichem Danke, brachten sie aber meist heimlich wieder. Manchem Armen aber ward sie zum wirklichen Wohltäter; denn der Vater ließ das Geschenk in der Hand des Empfängers. Der Freibauer ließ stets in einem bestimmten Schube etwas Kleingeld. Die Bedeutung der Geldstücke war der Kranken nicht klar. Nur daß Geld — Geld war, das wußte sie. Sie gab an Knecht und Magd, rief Kinder und Erwachsene heran oder stand am Hoftore und schenkte. Das kam nicht alle Tage vor. Es vergingen bisweilen Wochen, und sie rührte das Geld nicht an. Immer aber war sie munter und heiter wie ein Kind.

Das Gehöft verließ Hanna fast nie. Für körperliche Empfindungen fehlte ihr das Verständnis. Wärme und Kälte ließen sie gleichgültig. Sie machte oft die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht. War sie ja einmal auf der Straße, so begegneten ihr die Leute mit Freundlichkeit. Den Kindern war es von den Eltern und dem Lehrer eingeschärft worden, mit der Kranken nur freundlich zu sein und auf ihre Ideen einzugehen. Sie unterhielt sich gern und sah dabei froh und zufrieden aus. Den Hügelbauern fragte sie, ob er denn dem lieben Gotte heute noch nicht begegnet sei. Er scheine heute gar nicht daheim zu sein. Das war an einem nebligen Tage, als die Sonne nicht durch den Nebel dringen konnte. Den alten Arzt fragte sie, ob er denn auch schon gestorben sei, weil sie sich im Himmel wieder begegneten. Und als er sagte: „Ja, ich doktere schon lange für den lieben Herrgott," da bat sie ihn, ihren Mann zu besuchen, der klage oft über die Brust. So lebte sie dahin in der treuen Hut Anna Dorotheas und ihres Vaters — und war im Himmel. —

Auf den Brandstätten herrschte reges Leben. Kaum war die Asche kalt geworden, so fingen die Leute an zu scharren und zu schaufeln. Sie fuhren den Schutt beiseite, lasen die brauchbaren Steine auf Haufen, und wer nicht noch im Herbste anfangen wollte zu bauen, der schlug aus Brettern notdürftige Dächer über den Mauerresten zusammen, damit die Nässe nicht allzu tief in die Steine hineinkröche, und der Frost dann die Mauern zerreiße. Von allen Seiten strömten die Liebesgaben herbei. Man hatte im Orte einen Ausschuß gebildet, der die Gaben in Empfang nahm und sie dann verteilte. Da zeigte es sich auch in Rehbach, wie klein der Mensch sein kann. Vermögende Besitzer, die hoch versichert und einen guten Teil ihrer Habe gerettet hatten, drängten sich herzu und hätten es am liebsten gesehen, wenn die mancherlei Gaben entsprechend den Steuern verteilt worden wären. Das heißt, wer am wenigsten bezahlte und hatte, sollte auch am wenigsten erhalten. Der Schulze, ein gutmütiger Mann, wußte sich kaum zu helfen. Alle Augenblicke kamen die Leute gelaufen, beschwerten sich bei ihm und erschwerten ihm die Arbeit. Da ward er verdrossen und er legte den Vorsitz nieder. Nun übernahm ihn der Freibauer.

Einige Tage lang kam niemand. Am vierten Tage aber polterte der Bauer Matzner in das Haus und beklagte sich darüber, daß man nicht ihm, sondern dem Nachbar Arnold ein Paar weiße Hosen geschenkt habe. Die habe gerade er haben wollen. Dem sagte der Freibauer, daß es gar nicht in Frage käme, was er wolle, er habe zu nehmen, was man ihm gebe, und dankbar zu sein; denn er habe im Grunde genommen weder ein Paar weiße, noch ein Paar schwarze Hosen zu beanspruchen. Da wollte der Bauer mit lauter Stimme anfangen zu zanken. Der Freibauer aber griff von oben her dem kleinen Mann in das Genick und stieß ihn mit fester Hand zum Hoftor hinaus.

Nun berief Fryman eine Versammlung aller vom Brandunglücke Heimgesuchten ein. Er erzählte des Bauern Heldentat und erklärte, er werde, wenn noch einmal etwas Derartiges vorkäme, in die Zeitungen der Hauptstadt und der Umgegend eine Anzeige einrücken lassen, die die Verhältnisse in Rehbach schildern und bitten, ferner keine Liebesgaben zu schicken. Da fuhr der Bauer Matzner auf und schrie, dazu habe der

Freibauer kein Recht, und er werde überdies Rechenschaft ablegen müssen über die Verwaltung der Geschenke. Als er das sagte, schlug ihm einer auf den Mund. Ein anderer aber warf ihm vor die Füße, er sei ein Heuchler und ein Spitzbube. Zehn Dinge wolle er aufzählen, die Matzner der Versicherung unter Eid als verbrannt oder verdorben angegeben habe und die unversehrt irgendwo untergestellt seien.

Als das der Freibauer hörte, sagte er: „Leute, haltet die Hände rein! Was ihr da tut, das ist Diebstahl, und der Eid, den ihr abgelegt habt, ist ein Meineid.“ Da senkten mehrere die Köpfe; denn sie hatten auch kein reines Gewissen. Der Freibauer aber fuhr fort: „So käme es zuletzt dahin, daß sich mancher des Unglücks freute und sich die Hände riebe, weil er ein Geschäft dabei gemacht hätte. Männer, es ist euch doch mehr verbrannt als Gebälk und Mauerwerk. Euer Heim ist doch zu Asche geworden. Ist es denn wirklich not, euer Gewissen wachzurütteln? Das sollt ihr wissen: ich werde jeden, dem ich den Betrug nachweisen kann, zur Anzeige bringen.“ Als das der Bauer Matzner hörte, zog er den Kopf zwischen die Schultern. Einer aber brummte, die Versicherung habe Geld genug, und sie hätten lange genug ihre Prämien für die Katze bezahlt. Da fuhr der Freibauer auf und sagte: „Daß die Versicherung Geld hat, gibt euch noch kein Recht dazu, sie zu bestehlen.“ Dem aber, der den Vorwurf gegen den Bauern Matzner erhoben hatte, rief er zu, er werde morgen vor der Kommission seine Behauptungen wiederholen und beweisen müssen. Die verständigen Männer stimmten dem Freibauern zu und fanden sein Tun in Ordnung. Einige fluchten auf die Versicherung, die einem den Eid auferlege.

(Fortsetzung folgt.)

„Wo ist bloß der Mozart?“

Eine heitere Geschichte von S. Droste-Hülshoff

Schon zum dritten Male innerhalb weniger Stunden stand der Theaterdirektor Guardasoni vor dem Hause „Zu den drei Löwen“ auf dem Kohlmarkt und riß energisch an der heiseren, scheppernden Glocke neben der Haustür. Und zum dritten Male öffnete sich oben im ersten Stockwerk ein Fenster, der Kopf der Madame Konstanze Mozartin erschien und ihre zarte Stimme rief in bedauerndem Tone: „Lieber Guardasoni — es tut mir herzlich leid, daß ich Ihnen keinen besseren Bescheid geb'n kann — aber mein Mann ist halt noch immer nicht nach Haus 'kommen!“

Stöhnend rang Meister Guardasoni die Hände: „Dio mio — ach liebste beste Madame Mozartin — was soll ich nur anfangen!! Morgen ist der 29. Oktober, da soll die erste Aufführung des „Don Juan“ erfolgen — und dabei hat der Mozart noch keine Note von der Ouvertüre g'schrieben! Und nun ist bald Abend — der Theaterkopist ist bestellt — soll die einzelnen Stimmen ausschreiben — wartet — geprobt soll doch auch noch werden — und der Mozart ist nirgends zu finden! Womöglich muß die Erstaufführung nun noch verschoben werden — ach Gott, ich bin erledigt — bin ruiniert!“

Voller Verzweiflung fuhr sich Guardasoni durch die gepuderten Haare — und auch Madame Mozartin oben am Fenster blickte ziemlich ratlos drein.

„Ja — es ist wirklich schrecklich mit meinem Mann“ — meinte sie endlich verzagt, „schon seit Wochen mahnt man ihn wegen der Ouvertüre — aber immer sagt er, er wär' nicht in Stimmung und könnt' drum keine Arbeit erledigen! Und so ist er denn auch heut' schon am hellen Vormittag fort — irgendwohin zu Freunden — kein Mensch weiß, wo er stecken mag —“

„Aber ich brauche doch die Ouvertüre! Wir können den „Don Juan“ nicht ohne Ouvertüre aufführen! Und der Mozart hat mir doch feierlich versprochen, daß er mir die Ouvertüre rechtzeitig liefert! Und nun sitz' ich da! Ach Gott — meine Ehre, mein Ruf als Impresario — alles steht auf dem Spiel!“

„Da gibt's nur noch einen Ausweg!“ sagte Madame Mozartin entschlossen. „Nämlich den: ich zieh' mich rasch zum Ausgehen an — Sie holen mir inzwischen einen Fiaker — und dann fahr' ich der Reihe nach bei all unseren Bekannten in ganz Prag vor und frag' nach meinem Mann — und wenn ich ihn irgendwo finde, dann muß er sofort mit mir nach Haus und ans Komponieren gehen — und wenn er die ganze Nacht schreiben müßt'!“

„Ja so geht's — so geht's! Sie sind ein Engel, Madame Mozartin — ach helfen Sie mir!“ rief Guardasoni entzückt aus, warf eine Kußhand in der Richtung des sich eben schließenden Fensters und stürmte davon, um einen Wagen zu holen. — —

Es war keine leichte Aufgabe, die sich Konstanze Mozart da selbst gestellt hatte. Lange mußte sie herumfahren. Endlich — es war inzwischen schon beinahe Nacht geworden — fand sie ihn im Weingarten Duscheks außerhalb der Stadt, wo er vergnügt Kegel spielte und sich und einen kleinen Kreis lustiger Freunde aufs angeregteste unterhielt.

Frau Konstanze mußte erst ziemlich energisch werden, bis Meister Mozart sich endlich von der Notwendigkeit einer schleunigen Heimkehr überzeugen ließ, dann dauerte das Abschiednehmen noch eine geraume Weile — und so war es denn schon tief in der Nacht, als der Wagen mit dem Ehepaare Mozart schließlich wieder bei dem Hause „Zu den drei Löwen“ anlangte. Dort wartete Direktor Guardasoni bereits voll Aufregung und Ungeduld und überschüttete Mozart mit einer Flut von Klagen und Vorwürfen, denen sich der kleine Meister endlich kurzerhand entzog, indem er rasch durch die Haustüre schlüpfte und hinter sich abriegelte. Aufatmend warf er sich im Wohnzimmer in einen Sessel und seufzte kläglich. Aber Frau Konstanze, die eben zwei Kerzen entzündete, war durchaus nicht mitleidsvoll gestimmt.

„So —“ sagte sie trocken, „da ist Licht und dort liegt's Notenpapier! Zu Nacht 'gessen hast' ja sowieso schon beim Duschek — also mach' ich dir jetzt halt noch einen Kaffee — und dann setzt' dich hin und schreibst!“

„Ach je — Stanzerl — ich bin aber halt so gar net in der Stimmung! Der viele Wein dort beim Duschek — und überhaupt — —“

„Soso — net in Stimmung — —“ erwiderte Frau Konstanze kampfbereit und stemmte die Hände in die Hüften, „aber gelt — zum Allotriatreiben und zum Umeinand' flanier'n — dazu bist schon immer aufg'legt!“

„Ach Stanzerl — — —“

„Statt daß du heut zu Haus bleibst und dem Impresario die Ouvertüre schreibst, die du ihm so sicher zugesagt hast — gehst schon in aller Früh auf und davon! Und ich kann mir hier von die Leut' 's Haus einrennen und mir Vorwürf' machen lassen!“

„No ja, Stanzerl — — —“

„Nix Stanzerl!“ fauchte Frau Konstanze schwer gereizt, „wenn ich dich net geholt hätt', wärst' jetzt noch net da! Und dabei ist deine Oper fix und fertig — fertig geprobt und alles — nur die Ouvertüre fehlt! Wenn die Sach' jetzt morgen wegen deiner Saumseligkeit net aufg'führt werden kann, dann entgeht uns all das Geld, was wir doch so notwendig brauchen! So sorgst du für deine Familie — aber zum Scharmuzieren mit der Duschek und mit allerhand anderen — dazu bist immer in Stimmung!“

„Ich hab' aber doch gar net scharmuziert mit der Madame Duschek —“

„So, so — dann hast' wohl heut früh dem Stubenmädel von der Gräfin Thun, wie sie dir das Buch 'bracht hat, auch wohl kein Busserl 'geben, hm?“

„Ach wo — wo denkst denn hin, Stanzerl! Ich hab' mich nur grad ein bissel vor'beugt, um zu schauen, ob sie auch das richtige Buch in der Hand hat!“

Plötzlich lachte der Meister hellauf — er sprang auf, umfaßte Konstanze und gab ihr einen herzhaften Kuß:

„Geh du Krallerballer — sei net fad — sei halt wieder gut!“ Zuerst stieß Frau Konstanze ihn ärgerlich zurück — aber schließlich mußte auch sie lachen.

„Du bist ein verflixter Kerl — aber man kann dir halt net bös sein!“ meinte sie und fügte gleich hinzu:

„Aber gelt — jetzt bist' auch brav und schreibst — und ich koch' dir schnell einen Kaffee!“

„Ja — jetzt schreib' ich die Ouvertüre,“ lachte Mozart, „die Streiterei hat mich famos in Stimmung gebracht! Aber wenn schon gekocht werden muß, Stanzerl — dann koch' mir lieber einen Punsch!“

„Soll geschehen!“ rief Frau Konstanze und eilte in die Küche.

Und Meister Mozart bekam seinen Punsch und Frau Konstanze setzte sich zu ihm und erzählte ihm, so wie er es liebte, allerhand Geschichten und Volksmärchen, die Sage von Ritter Blaubart, vom Aschenputtel, vom Dornröschen — — — Und Meister Mozart schrieb und schrieb an der Ouvertüre zu „Don Juan". Morgens um sieben Uhr war die Partitur fertig und wurde sofort dem Abschreiber übergeben — Mozart aber warf sich auf sein Bett und schlief wie ein Toter bis gegen abend. Gerade noch rechtzeitig kam er ins Theater, auch die Abschriften der Noten waren eben erst gekommen — noch tintennaß lagen die einzelnen Blätter auf den Pulten der Musiker. An eine Probe war natürlich nicht mehr zu denken — und so spielte man denn unter Mozarts Leitung die Ouvertüre frisch vom Blatt — und als man fertig war, seufzte Meister Mozart erleichtert auf und meinte:

„Nun, meine Herren — es sind zwar ziemlich viele Noten unter die Pulte gefallen — aber ich danke Ihnen trotzdem — es ist im ganzen doch recht gut vonstatten gegangen!"

Einsiedler am Mississippi

Von L. E. Bell

Das weiße Motorboot, an dessen Bug in verwaschener Goldschrift der unzeitgemäße Name „Bonanza" prangte, bullerte von New Orleans den Mississippi aufwärts. Es gehörte Mr. Nat Ruskin, dessen Kapelle einst — wie lange scheint es her zu sein! — allabendlich die Gäste des Pennsylvania-Hotels in New York entzückte. Oh ja, seine Schallplatten allein hatten ihm damals Einnahmen abgeworfen, mit deren zehntem Teil er sich heute wie ein Krösus vorgekommen wäre. Aber . . . wenn es einem zu gut geht, dann kommt er auf dumme Gedanken. Da läßt sich einer beispielsweise verleiten, eine fabelhafte, bombensichere Position aufzugeben und ein eigenes Lokal, die „Casa Ruskin" am Broadway, in der teuersten Gegend des „Großen weißen Weges" aufzumachen. Dann geriet man in Krisenzeiten hinein, und ehe man sich's recht versieht, ist die ganze Herrlichkeit aus. Pleite, wie die Börsenmakler, die Wallstreet-Spekulanten, die die Gäste der „Casa Ruskin" gewesen waren.

Zu dieser Zeit entsann sich Nat eines alten Onkels in New Orleans, eines alten Herrn, eine Ausgeburt von Altmodischkeit, aber mit einem Vermögen gesegnet, von dem auch die schlimmsten Zeiten wohl einen ansehnlichen Rest übriglassen mußten. Bei diesem Onkel, der aus Familientradition auf den französischen Namen Jaques hörte, erschien eines Tages also sein Neffe Nat Ruskin als „Hobo", als blinder Passagier mit 3000 Meilen Bahnfahrt hinter sich, und — selbstverständlich — ohne einen blanken Cent Geld in der Tasche. Immerhin, das Glück war ihm — mäßig — hold. Onkel Jaques, im Begriff nach Europa abzudampfen, überließ ihm ein Zimmer in seinem unglaublich altmodischen Haus mit dem lustigen schmiedeeisernen Gitter und den sonderbaren Balkons, das sicher noch aus der Zeit stammte, da New Orleans Hauptstadt der französischen Kolonie Louisiana war, und gestattete seinem plötzlich aufgetauchten Neffen, sich von dem zurückbleibenden Diener-Ehepaar mit verpflegen zu lassen.

Nat versuchte allerlei. Sein Name, immer noch von leicht verblaßten Schimmer umgeben, sicherte ihm abendliche Beschäftigung in Cafés, er verdiente wieder leidlich, und da ihn das Leben, dank Onkel Jaques, ja nichts kostete, konnte er sogar einiges sparen. Jawohl. Auch das tat Nat. Aber wenn es einem zu gut geht usw. — siehe oben. Nat erstand eines Tages — billig, aus zweiter Hand natürlich, — jenes bewußte weiße Motorboot. Und als Onkel Jaques von der Reise zurückkam, warf er seinen verschwenderischen Neffen kurzerhand zum Tempel hinaus.

Immerhin war Nat dieses Mal ein wenig gescheiter geworden. Er fand schnell eine Einnahmequelle, die ihm einen bescheidenen Lebensunterhalt sicherte. Den ganzen Mississippi aufwärts nämlich schwammen Hunderte primitiver, selbstgezimmerter Hausboote, auf denen Schiffbrüchige der großen Krise ihr Leben fristeten. Der Fischfang nährte sie gerade so zur Not, Steuern und Miete zahlten sie nicht. So lebten sie ein bescheidenes Dasein, fern der Zivilisation, aber auch fern von dem tiefsten Elend der Großstädte.

Diese Leute nun wurden Nats Kunden, er versah sie mit allerlei Lebensmitteln und sonstigem Bedarf, er brachte ihnen Nachrichten aus der großen Welt, er musizierte ihnen etwas vor, tauschte ihre Fische ein für ein Spottgeld und verkaufte sie — ganz frisch vom Boot weg — in der Stadt.

Auf einer solchen Fahrt hatte er auch seinen alten Freund und Partner Jane Deeping wiedergefunden. Jane, einst sein erster Saxophonist und zweitgrößter Anteileigner der Casa Ruskin. Und für eben diesen Jane Deeping hatte Nat heute neben allerlei Konserven — nein, Zeitungen nicht, die wollte Jane überhaupt nicht mehr sehen; dafür Bücher, philosophische Schriften, für die er in den guten Zeiten höchstens ein belustigtes Lächeln übrig gehabt hätte; Ruskin, jawohl, den Philosophen und Namensvetter seines einstigen Chefs und jetzigen Konservenlieferanten, alle seine Werke kannte er fast Wort für Wort auswendig — für Jane also hatte Nat Ruskin heute einen Brief. Den ersten, den Jane seit zwei Jahren bekam (wer sollte auch wissen, wo er steckte? Wer sollte ihm schreiben, wenn nicht Gläubiger, die Geld haben wollten?)

Warings Pennsylvania Band, Nachfolger Ruskins im „größten Hotel der Welt", hatte in New Orleans gastiert und durch Nat erfahren, daß Jane irgendwo oberhalb der Stadt auf dem Mississippi hauste, am „Ol' Man River", den sie in guten Zeiten allabendlich mit dem gleichnamigen Song besungen hatten. Und Waring bot Jane einen, wenn auch bescheidenen — das heißt, an Janes jetzigen Verhältnissen gemessen: noch immer fürstlichen — Kontrakt, nach dem sich immerhin noch sämtliche Saxophonisten der Vereinigten Staaten alle zehn Finger geleckt hätten.

Nats Boot mit dem unpassenden, das Schicksal herausfordernden Namen: „Bonanza" — wissen Sie, Bonanza hieß jenes Goldene Zeitalter Kaliforniens, als 1857 die großen Goldfunde gemacht wurden und eine Woge von Glücksrittern nach dem Westen flutete, jenes weiße, bullernde, nicht mehr ganz neue Motorboot mit der wichtigen Fracht biegt also in einen halb versandeten Nebenarm des Stromes, um an der schwimmenden Einsiedelei Jane Deepins anzulegen.

Ein Dutzend Konservendosen wird ausgeladen, ein kleines Paket vom Buchhändler und ein Brief, auf den Nat so stolz ist, als wäre er selbst Empfänger oder Absender oder am liebsten beides. „Hier, Jane, jetzt endlich hatte ich Gelegenheit, ein bißchen von dem wieder gutzumachen, was du durch mich verloren hast."

„Das ist längst vergessen. „Abgeschrieben," wie die Kaufleute sagen. Da denke ich nicht mehr dran. Aber ein guter Kerl bist du trotzdem, Nat." Er beginnt den Brief zu lesen. Und als er fertig ist, meint er: „Ein anderer würde deckenhoch springen vor Freude über so ein Angebot, aber, sei nicht böse, ich mag nicht mehr zurück. Hier bin ich frei. Hier bin ich, soweit es ein Mensch überhaupt sein kann, glücklich. Ich passe nicht mehr in die Stadt und in den „Betrieb". Es ist besser, wenn ich hierbleibe."

Und damit zerknüllte er den Brief und warf ihn ins Wasser, wo er, ein winziger, weißer Fleck, langsam auf den offenen Strom hinaustrieb.

Fröhliche Ecke

*

Pech. „Hat Sie der Aufseher, der in der Nähe war, nicht gewarnt, als Sie auf der frischgestrichenen Bank Platz nehmen wollten?"

„Ja, aber nicht rasch genug; er stotterte unglücklicherweise!"

*

Der beste Wecker. „Was sehe ich, Herr Müller, Sie schlafen im Büro? Das ist doch wirklich unerhört!"

„Entschuldigen Sie, Herr Direktor — unser Baby hat mich die ganze Nacht wachgehalten!"

„So, dann bringen Sie es, bitte, morgen mit!"

*

Schlechte Zeiten. „Hast du deine Frau schon gefragt, was sie sich zum Geburtstag wünscht?"

„Nein! soviel kann ich dieses Jahr nicht ausgeben!"

*

Mißverständnis. „Was halten Sie von dem zehnjährigen Geigenvirtuosen?"

„Der soll vor neun Jahren schon öffentlich aufgetreten sein, wie erzählt wird!"

„Unglaublich! Als Einjähriger?"

*

„Das finde ich unerhört! Sie schrieben mir, daß die Zimmer bei Ihnen drei und fünf Mark kosten, und jetzt, wo ich gekommen bin, verlangen Sie acht Mark für ein Zimmer!"

„Na ja, drei und fünf ist doch acht!"